

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 7 (1917)
Heft: 46

Artikel: Mächte der Revolutionen
Autor: Fankhauser, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644152>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

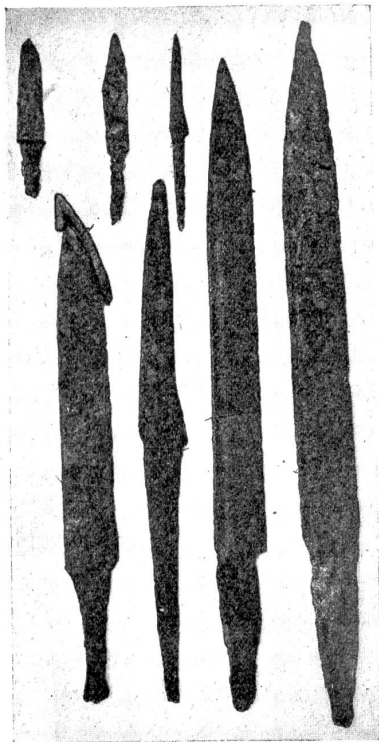
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

die gotischen oder Strahlenfibeln in jüngerer Zeit zu finden, so gehören die Scheibfibeln zu dem Inventar der Späteren. Unter den Schmucksachen sind die Perlen aus Bernstein



Kurzschwerter — Skramasaxe.

und Pasten zu erwähnen, die namentlich in Frauengräbern auftreten neben dem Haarkamm, den die Frauen in den Haarknoten trugen.

Unter den bemerkenswerten Funden sind noch einige wohlerhaltene Gefäße aus Ton, Glas und Lavezstein zu erwähnen. Gefäße sind in den frühgermanischen Gräbern nur spärlich vertreten aus Gründen, die noch nicht abgeklärt sind.

Als letztes interessantes Fundstück sei eine kleine Bronzewege angeführt, von der sich der Schwebekasten und ein Wagschälchen mit drei Durchbohrungen erhalten hat. Den Gedanken an ein Rinderspielzeug müssen wir von der Hand weisen und eher an die Wage eines Goldschmiedes denken, dem in den Volksrechten unter den Handwerkern die wichtigste Stellung eingeräumt wird.

Mächte der Revolutionen.

Von Alfred Fankhauser.

Revolution ist beschleunigte Bewegung der Geschichte. Wie ein Bach, gestaut, über sein Wehr stürzt, so stürzt langgehemmte Völkerbewegung plötzlich über ihre Hindernisse. Tausend Kräfte werden lebendig. Sie machen in ihrer Gesamtheit den Geist der Revolution aus. Er ist vieldeutig und unbestimmt. Plötzlich erwacht er und fährt brausend auf wie ein Sturmwind. Maßlose Hoffnung ist sein Hauch, Furcht sein Blick, Schrecken sein Pfad, Enttäuschung seine Spur.

Wenn die Revolution losbricht, sucht sie nach Führern. Und schon lange stehen Führer bereit und bieten sich an. Sie versprechen ein Ziel, sie wissen der Hoffnung einen Namen, sie nennen die Mittel, zum Ziel zu kommen, bezeichnen die Feinde, geben die Kampfsparole. Es sind die revolutionären Parteien, die ein Programm aufweisen, die

sich den Verlauf des Aufstandes in den Kopf gesetzt haben, sie stehen bereit, die Regierung zu übernehmen; sie wagen ihre Güter an das Gelingen des Umsturzes, sie begehren seit langem und verheizen Hoffnung. Sie werden hart und unerbittlich vorgehen — nicht Weichlinge stellen sich an die Spitze von Revolutionen. Man schiebt ihnen fälschlicherweise die Schuld an der Revolution zu. Man bildet sich ein, irgendwo nachmittags halb Drei die Unruhen angeordnet zu haben. Fälschlicherweise! Denn Revolutionen macht man nicht auf Verabredung nachmittags um halb Drei.

Fürst Krapotkin*, der russische Anarchist, Mitglied eines vornehmen Hauses und einer revolutionären, extremdemokratischen Gesellschaft zugleich, hat es unternommen, die herkömmliche Auffassung vom einheitlichen Wesen der französischen Revolution zu stürzen und die Strömungen innerhalb der Bewegung zu analysieren. Er will eine Geschichte der Volksrevolution schreiben im Gegensatz der Parlamentsrevolution. Er will zeigen, daß verschiedene Parteien mit sehr ungleichen Zielen von Anfang an tätig waren und um die Führung rangen, Parteien mit verschiedenen mehr oder weniger klar umschriebenen Zielen. In seinen Untersuchungen kommt er dazu, daß eine bürgerliche Revolutionsgruppe der verschiedensten Parteirichtungen mit einem längst fertigen Programm auftrat und der Revolution ihre Führung anbot. Der Partei mit Programm, der organisierten, diente als Werkzeug die revolutionäre Masse des Volkes, das mit ungemessenen Hoffnungen, aber ohne bestimmtes Ziel sich erhob. Man kann Krapotkins Versuchen, Marat rein zu waschen, mißtrauen, man mag mancherorts einer Schlußfolgerung nicht zustimmen, die Feststellung der zwei grundsätzlich verschiedenen Strömungen wird man nicht nur gelten lassen für die französische Revolution, sondern sie allgemein als die zwei Faktoren einer Gesellschaftsumwälzung erkennen.

Die zunehmenden Nebel einer Staats- und Gesellschaftsordnung, durch Jahrzehnte längst theoretisch erforscht, erklärt und bekämpft, haben der geistigen Revolution gerufen. Alle Kreise der denkenden Gesellschaft und der wenig Denkenden kennen das Programm der Abhilfe. Man diskutiert, lobt, verwirft, man debattiert leidenschaftlich. Man rät Reformen an, Jahrzehnte lang. Umsonst, die Zeit der demokratischen Fortentwicklung ist vorbei für den alten, verkümmerten Staat. Er kann nichts Neues mehr in sich aufnehmen. Seine Möglichkeiten sind gering geworden: Zusammensturz oder Wackeln. Nicht mehr Umbau ist möglich. Nur noch Niederreißen und Neuaufbau. So geht die geistige Revolution der Landesintelligenz fast spurlos am Staatsleben vorbei. Die Gesellschaft erwartet den Ausbruch der Krisis und macht sich bereit, wenn alles in Bewegung kommen wird, nach den Rudern des Staatsschiffes zu greifen. So entstehen die revolutionären Parteien mit Programm, die sich zum Führer der Bewegung anbieten, sobald sie einmal losbrechen wird.

Die Revolution selber stammt aus der Tiefe der Volksmasse. „Der große Stumme“ beginnt langsam aufzuwachen. Sein Elend wird ihm bewußt, und langsam auch, daß es nicht da sein müsse. Auch er träumt von Abhilfe. Einzelne Theorien der Intelligenz werden in verkürzten, halb verstandenen Formen von Mund zu Mund weitergetragen. Was dem denkenden Kopf ein schweres Problem war, das wird in den Seelen der Masse erst zu einem unglaublichen Märchen, plötzlich aber zu einer simplen, selbstverständlichen Wahrheit: Daß geholfen werden könne, sobald nur guter Wille vorhanden sei, daß die Ungerechtigkeiten abgestellt werden könnten, sobald man die Ungerechten dazu zwingen würde. Daß der Himmel auf Erden komme, sobald man den Ueberfluß der Welt an alle gleichmäßig verteilen würde. Daß die Menschen im Grunde gut seien. Nur Ueberfluß oder Mangel machten sie böse. Daß das Reich Gottes

* Krapotkin: Die französische Revolution. Deutsch von Gustav Landauer.

kommen müßte, wenn alle Menschen gleich würden und keiner sich über den andern erhöhe. Und daß man das alles haben könne, wenn man aufstehe und handle. Das einfache Volk macht die Rechnung ohne den Wirt — ohne die menschliche Natur. Aber die Natur ist in großen Momenten verwandelt. Die Träumer sind gut, indem sie träumen. Sie sind gerecht, indem sie die Ungerechtigkeit bekämpfen. Sie sind Kinder Gottes, wenn sie an sein nahes Reich glauben. Freiheitsgefänge werden laut — im Dunkel der Bergwerke, im Rauch der Werkstätten entstehen sie und durchzittern finstere Armenquartiere. Die bleichen Gesichter verwandeln sich. Spannung tritt in schlaffe Züge. Mut blitzt in matten Augen. Zweifel und Hoffnung kämpfen auf altgefurchten Stirnen — fröhlicher Glaube glänzt auf den Wangen der Jugend. Man vergißt das Heute und das Gestern; der Gedanke an Morgen beherrscht alles. Da und dort wird von Rache gesprochen. Der Gedanke an die gute Zukunft übertönt die Racherufe. Das Volk ist noch gut. Noch ist nicht die Wut erwacht. Der Tiger ist lammfromm. Allein, warum ist es noch nicht morgen? Warum wartet man, das Glück abzuholen, das doch nur auf seinen Empfänger wartet? Das Volk verlangt einen Führer. Es ist mißtrauisch gegen die Gebildeten und Bessergestellten. Der Führer soll entweder unendlich hoch über ihm stehen oder aber ein Mann aus seiner Mitte sein. Erst schaut es nach oben. Der König soll helfen, der gekrönte, dessen Bilder im Volke wohnen als Symbole der Macht, Güte und Gerechtigkeit. Er will seinem Volke helfen. Wüßte er nur, wie elend es mit seinen lieben Kindern steht. Allein er weiß es nicht. Böse Ratgeber belügen ihn. Schwindler verbergen ihm die Wahrheit. Er glaubt, daß alle Untertanen glücklich sind. Hat er es nicht befohlen? Aber seine Ratgeber stehlen die Mittel, die er ausgesiebt hat, um des Volkes Not zu lindern. Sie verleumden das Volk bei dem König; sie nennen es böse und aufrührerisch, wenn es aufsteht, um zu seinem König zu gehn, ihm die Not zu klagen. Sie reden ihm ein, das Volk habe Schlimmes im Sinn und raten ihm, den Henker zu schicken. O, wenn der König es wüßte! Wenn das Väterchen es wüßte! So gehen die ersten Züge der Aufständischen vor die Wohnung der Gekrönten! Paris zieht nach Versailles! Petersburg vor den Winterpalast. Und König und Zar fürchten sich. Der König umarmt eine der hungernden Frauen von St. Antoine. Der Zar gibt seinen Kosaken Befehl zur Attade. Die Pariser führen ihren König von Versailles in die Hauptstadt und schreien: „Da bringen wir den Väter!“ Und noch jahrelang jubeln sie dem Gekrönten in gläubigem Vertrauen zu. Petersburg aber schreit Verrat, verflucht den Blutzaren und schwört Rache dem, der das Vertrauen des Volkes betrogen. Und als nach zwölf Jahren die Stunde zur neuen Erhebung gekommen ist, da schreit es wie aus einem Munde: „Weg mit dem Zaren! Auf immer weg mit ihm!“ Paris traut und mißtraut noch Jahre lang, verzeiht Enttäuschung um Enttäuschung und zweifelt noch am Tage, da es den Gekrönten abseht! Und am Tage, da es ihn umbringt!

Ja! König und Zar fürchteten sich. Sie hatten auch recht, sich zu fürchten. Denn das Volk war eine mißtrauische Bestie von Anfang an. Und König und Zar wußten gut genug, daß die Bestie Grund zum Mißtrauen hatte. Sie wußten gut genug, daß sie im Grunde das Volk der Vorstädte und engen Gassen verabscheuten und ihm nicht waren, was es in seiner Unwissenheit glaubte. Darum sandte der Zar Kosaken und der König umarmte das magere Weib.

Die Gekrönten können nicht Führer des Volkes werden. Sie wollen es nicht. Das Volk geht nach andern Führern aus. Es wirft sich den großen Parteien in die Arme, macht ihr Programm zu dem Seinigen und schreitet zum Aufstand. Planmäßig unterwählen die Parteienten Armee und Gesellschaft, geben das Zeichen zum Aufstand und lassen die Todesbataillone der Vorstädte gegen die Burgen der Tyrannen los. Unwiderstehlich ist das losgelassene Volk. Es fegt

in einem Tage weg, was den guten Räten und Drohungen ein Jahrhundert lang widerstanden hatte. Sein Sieg ist vollständig. Der Jubel unermeßlich. Die Hoffnung auf dem Siedepunkt. Jetzt ist er da, der Morgen des Glückes. Nun werden Hunger und Tränen vorbei sein. Fortan wird kein ungerechter Richter mehr die Armen drücken; kein Bucherer mehr die Witwen und Waisen quälen, kein Gläubiger mehr seine Schuldner zerschmettern. Das Auge der Armut soll nicht mehr beleidigt werden vom Brunk des Reichen — die Seele des Glücklichen vom ekeligen Anblick des Elendes. Nur noch ein Glück für alle, und das Leid wird nicht mehr drücken, nun, da es alle gemeinsam tragen.

(Schluß folgt.)

„Am heidewäg“.

— Es Lied us em Seeland. —

Von Walter Morf, Bern.

Si Tag bringt ds Heidi öppis hei.
 „Lue, Muetti, 's chunt vom Heideschtei.
 I ha's dert gfunde!“ het es geit.
 „Billicht het's dert da Ma verleit
 Wo öppis gsuecht het näbem Schtei.
 Der Gwunder fährt mer bis i d'Bei,
 Was i däm Pädli inn' chönnt sy!
 Für öppis äjigs ich es z'chln!“
 „Du Gwundernase, was de biß!
 Iß sißich einisch schnäll zum Tisch.
 Es geit sünisch geng e-n-Ewigkeit
 Bis du der Schtuehl hesh zuechetreit.
 Was wett drinn sy!“ — „E, Muetti, lue!
 Was machsch jich wider ds Pädli zue?
 I han ne Helge drinne gesh!
 O, Muetti, tuet dr öppis weh?
 Du bißch ja wñß wie d'Chilchewand.
 Lue, wie de zittrisch mit der Hand!“
 Het ds Heidi gseit, het ds Pädli uf.
 Und ds Muetti het du na mene Schnuuf
 Zum Heidi gseit: „'s ich scho verbn,
 I gschpüre d'Elti schon ne chln.“
 „Lue, Muetti, cha-n-ig d'Helge ha?
 Lue, drufe-n-isch der glychlig Ma,
 Wo duß bim Heideschtei ich gfi.
 Und da, lue, Muetti, da bi-n-i!“

„Warum nid gar!“ het ds Muetti gseit,
 „'s ich ja ne Frou, wo by-n-ihm schteit!
 Si het dñs Gfuhn — Paß d'Helge-n-n!
 Du muesch nid geng so schükig sy
 Und alls erschnoufe. — Dänk mer dra!
 Sünisch geit's dr dñner Läbtig na.“

„Megg, megg, i finde hütt fei Schlaf!“
 „Het ds Geißli gmacht im Schtall zum Schaf,
 „Hesh ghört, was Bänzes hütt hei gha?
 Was si hei gredt, geit ds Heidi a.
 Und das, wo uf der Helge schteit,
 Ißch dir dänk o ne Nöüigkeit?“

„Bääh,“ het da ds Schäfli schläfrig gmacht,
 „I schlafe halt gärn i der Nacht.
 Ha nume ghört, wo ds Züßi seit:
 Lue, d'Frou, wo uf der Helge schteit,
 Ißch ds Heidis Muetti, und der Ma,
 Dä luegt sech wie sy Atti a.
 Und wie der Bänz du druff het gseit,
 Das chöm ihm alls wie zuegegkneit.
 Und doch chönn's z'letschtamänd so sy.
 Und Lööf und Gäng bring's eim no n.“